

I. r. i. s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Erster Jahrgang.



Samstag,

(1 8 2 5. No 7.)

23. Juli.

S r i n y.

1 5 6 6.

I.

Auf des Helms Gold und Purpurfallen
Wirft der Mond sein bleiches Silberlicht ;
Und die Nacht beginnt ihr dunkles Warten,
Doch dem Sultan freut kein Traumgesicht ;
Drinnen wacht er bei der Lampen Schimmer
Kampfbegierig nach, obwohl ein Greis ;
Rings um ihn, in prunkendem Gefimmer,
Harrt der Waffen fuchterfüllter Kreis :

„Siegeth! Siegeth! willst du noch nicht fallen,
Stolzes Bollwerk in dem Ungarland?
Tag' und Nächte unermüdet fallen
Meine Donner um der Wälle Rand ;
Soll der Mond gepflanzt auf deinen Warten
Siegverkündend nicht zum Thale seh'n?
Soll von deiner Finnen blut'gen Scharten
Nicht die Fahne des Propheten weh'n ?

Ja bei Allah unserm einem Gotte,
Und bei Mahomed, der sein Prophet ;
Schwör' ich, daß im nächsten Abendrotze
Unser Zeichen von der Wüste weht.
Rüflet Waffen eure Kriegerschaaren,
Denn der Morgen wecket uns zum Sturm,
Und besiegt allmächtig die Gefahren,
Bis in Staub zerfällt der letzte Thurm.“

II.

Mit bunten Feisfarben zittern
Die Scheiben schon in Morgenstrahl ;
Da tritt, umringt von seinen Rittersn,
Graß S r i n y in den hohen Saal :
„Ein schweres Wort hab ich zu sprechen,
Ihr Edlen Ungarns hört mich an ;
Die letzten Mauern will zerbrechen
Der hochgerimmte Soliman !

Geschmückt sind wir mit Lorbeerkränzen,
Erfochten in so manchem Streit ;
Daß ruhmvoll unsre Namen glänzen

In einer fernern späten Zeit ;
Hier ist nur eines noch zu geben
Für's hochgeliebte Vaterland :
Des Besten eines, unser Leben
Wir opfern es, das theure Band! —

Das Königspanner deinen Händen,
Mein Jurenitsch, die frau ich's an ;
Nur mit dem letzten Blut entwenden
Wird dir die Fahne der Döman ;
Ihr Edlen alle, und du treuer
Kaspar Mappi ! bleibt mir nah ;
So halten wir die Leichenfeier,
Wie der Ungläub'ge nie sie sah ! —

III.

Donnernd brüllen rings die Schlünde,
Auf thut sich der Beste Thor ;
Und das bebent tief die Gründe,
Reicht der Ungarn Schaar hervor.

Wie ein Leu im Schlangenkreise,
Der verderblich ihn umengt ;
Also kämpft auf gleiche Weise
Hoch der Graf vom Feind bedrängt. —

Rechts und links hin stürzen Reichen
Abgemäht mit blankem Stahl ;
Aber neue Hüge weichen
Sich des Todes grauem Mahl.

In des Blutes lauen Fluten,
Auf Ruinen kämpft der Graf ;
Mancher Heide mußt' noch bluten,
Den der Arm des Helden traf. —

Jeso weicht der Grund der Erde:
Horch, welch fürchterlicher Knall !
Niederstürzen Mann und Pferde
Und verschüttet ist das Thal. —

Siegeth's Bogen sind gesprungen !
Trotzend irdischer Gefahr,
Hat nach Jenseits aufgeschwungen,
Sich der Helden edle Schaar ! —

W. Freiherr v. Eyb.

E r d e l i n d e.

(Fortsetzung von No 6.)

„Bewahre“ sprach ich — „ein herrliches Vergnügen genoßen wie im Anblick dieser schäumenden Wogen, dieser dunklen Grotten.“ —

„Und in diesen Grotten, in den Wellen? Habt ihr es gesehen die schwarze Frauengestalt, nach dem Kinde haschend, das in den Fluthen schwimmt? — Habt ihr sie gesehn?“ —

„Keines von beiden, antwortete ich, — allein da ihr uns schon neugierig gemacht, müßen wir zum mindesten hören, was wir zu sehen unfähig waren.“

„Necht gerne; — entgegnete die Alte, — allein vergeißt, ich bin eine schlechte Erzählerinn, jedesmahl vergesse ich etwas; aber ich will euch eine alte Schrift hervorsuchen, ich verwahre sie als ein Heiligthum in meinem Schreine. Sie ist von der Hand meines Vaters, welcher Schullehrer zu Clees war. Es ist die Kopie einer Handschrift seines Urgroßvaters, der sie wieder von seinem Onkel hatte, dessen Vater Kammerdiener zu jener Zeit im Schloße war, da sich das Erzählte zutrug. Er hieß Peter Borel, wie ich, — und ihr könnt versichert seyn, daß ihr lautere Wahrheit erfahrt. Laßt euch ein wenig auf diese Bank nieder, und harret meiner.“ —

Ein sonderbares Lächeln überzog unsere Gesichter, wir wollten beide sprechen, wir wollten die Alte bedauern; — allein wir schwiegen und schienen Beide das Märchen mit Vergnügen vernehmen zu wollen.

Bald kam sie zurück, ein Heft in der Hand, dem der Schmutz, Rauch und der Zahn der Zeit ziemlich übel beige spielt hatte. „Da nehmt“ sprach sie zu mir, „leset und gebet wohl Acht, daß keines der abgerissenen Stücke hinwegfalle. Wie oft habe ich es gelesen und wieder gelesen; ich wäre untröstlich, ginge ein Stückchen verloren.“

Ich nahm ihr das Heft ab. Die Sätze waren sauber, und der Stil so übel nicht, als man ihn von einem zu jener Zeit schreibenden Bauern erwarten durfte. In der süßen Erinnerung an die gute, alte Zeit, schlug ich ein Blatt um, und las — wie folgt:

Ich, Peter Borel, gebürtig aus Clees im schweizer Kanton Waadt, Diener bei dem Ritter Amauri von Monthenar, dem Schloßherren auf Clees, durch die Gnade des Großherzogs von Savoyen, — war Zeuge dessen was ich weiterhin erzähle, und schrieb es nieder im Jahre des Herrn 1370, meinen Kindern und Kindeskindern ein Beispiel aufzustellen, sie zum Gehorsam gegen die Ältern aufzurufen, daß ihnen das Heil der Erde und des Himmels werde. —

Mein edler Herr, der Ritter Amauri von Monthenar, galt für einen Helden in Kriege, all seinen Feinden ein Schrecken, und unwirsch gegen die Seinen, wenn sein Wille nicht im Augenblicke vollzogen ward, — wovon ich manchen Beweis fühlte. Sein treues Gemahl, die edle Alix von Cossoneffe schenkte ihm drei Kinder, zwei Söhne und ein zartes Töchterlein, die allesamt Wunder der Schönheit waren, und Ritter Amauri war auf seine Knäblein stolzer, als der König von Frankreich auf seinen Thron. Sie waren überkräftig und groß für ihr Alter, und als der Erstgeborne bereits dreizehn Jahre zählte, und eine Lanze und ein tüchtig Schwert zu schwingen vermochte, nahm ihn der rauhe Vater mit sich in den Krieg. Nächsten Jahres folgte ihm, zum größten Trübsale der armen Alix, der zweite: allein sie mußte sich dem Willen ihres Herrn fügen, und von ihren Söhnen scheiden, die sie so mütterlich gepflegt und erzogen, nun mit heißen Küßen und Thränen bedeckte, und die Schwergewanzerten an ihr mütterliches Herz drückte.

Wohl hatte sie Ursache genug zu weinen, die arme Dame; denn nie sah sie ihre Söhne wieder! Beide fielen unter dem Schwerte des Feindes, und der unglückliche Vater brachte in sein Schloß nichts, als diese trübe Bottschaft zurück, worüber die arme Alix gar sehr erschrock, daß sie in eine tiefe Ohnmacht versank und — starb. Meinem Herrn blieb also Niemand zur Tröstung und Erheiterung, als seine kleine Erdelinde, die damals ihr zehntes Jahr erreichte, und schön war, wie ein herrlicher Maimorgen. Margarethe, mein Weib, hatte sie gefängt, weil es ihre edle Mutter nicht vermochte, die von der Zeit an, da sie des lieblichen Mägdleins genas, immer schwach und fränklich war, und daher auch nicht die Kraft hatte, den Tod ihrer Söhne zu ertragen, und für ihre Tochter zu leben. Mit welcher Liebe empfahl sie die Kleine unserer Sorgfalt! — Aber es bedurfte dessen nicht: denn Erdelinde war uns theuer, wie unsere eigene Tochter. Lange beweinte sie ihre theure Mutter, und versprach aus innigstem Gemüthe, ihrem Herrn und Vater in Allem zu gehorchen. O die Arme, sie glaubte, es würde ihr dieß ein Leichtes seyn! —

Amauri ließ sie, eben so wie sich selbst, in tiefe Trauer hüllen, die sie zwar schon für ihre Brüder trug: und so geschah es, daß sie Geschmack an der dunklen Farbe fand und nie anders erschien, als schwarz vom Haupte bis an die Füße. So blendend weiß das liebliche Bild auch übrigens war, wie Milch, und ob sich auch ihre blonden Locken weit herab ringelten, sah ihr doch der schwarze Schmuck wunderfein, daß selbst ihr Vater sie, so gekleidet, gern sah: woher sie denn auch den

Namen: „das schwarze Fräulein“ erhielt. Amauri liebte sie zärtlich, aber er zeigte es ihr nicht, sondern behandelte sie mit Strenge, wie die seine Gewohnheit war. Du, sprach er oft zu ihr: — du wirst nie in den Krieg gehen, allein du sollst mir meine Söhne ersehen, die mir jener entriß, und die tapfer, wie ich, geworden wären, und Niemanden sollst du angehören, der nicht in allen Theilen dem Ritter Amauri auf Montkenar gleicht.

Die arme Kleine kam in Thränen zu uns; sie schüttelte ihr blondes Engelsköpfchen, und sprach: „Ach ich wollte nie so einen Gemahl, wie mein Herr und Vater!“ Allein darum handelte es sich jetzt noch nicht. Die ganze Schweiz rüstete sich zu einem furchtbaren Kriege. Amauri zog an der Spitze seiner Vasallen aus, und übergab uns seine Tochter, indem er befahl, daß wir sie nie aus den Thoren des Schloßes, und keine Seele zu ihr lassen sollten. „Das Mädchen, sprach er, hat in diesen Höfen und Schloßwerken Raum genug, herumzulaufen und sich zu ergötzen.“

Dieses ging wohl einige Jahre gut; der Ritter kam und ging, und Alles nach seinen Wünschen. Der letzte Feldzug war lang und schrecklich: mein Herr wurde verwundet, und blieb über zwei Jahre aus, ohne je sein Schloß und seine Erdelinde zu besuchen. Diese hatte indessen ihr sechzehntes Jahr erreicht, und die Hufe und Schloßwerke wurden ihr zu enge. Die verwehrete Neugierde erwuchs, und Erdelinde konnte keine andere Sehnsucht, als aus den Schloßthoren zu wandern und auf den blühenden Auen zu lustwandeln, die sie von ihrem Fenster erblickte, wo sie traurige und gramvolle Stunden vollbrachte, die Vögelin, so in den Lüften zogen, wohin es sie gelüstete, um ihr Loos beneidend. So welkte die Arme hin, und erkrankte, daß es ein wahres Leid war.

O theure Amme, sprach sie zu meinem Weibe, ich vermag es nicht mehr, in diese Mauern verschlossen zu leben, und fühle wohl, daß mich der Gram, wie meine Mutter, tödten werde. Willst du mir das Leben erhalten, so führe mich zu jenen blühenden Auen, an das Ufer der Fluthen, die ich von hier erblicke.

(Die Fortsetzung folgt.)

P o z z u o l i .

(Fortsetzung von No 5.)

Die Ueberbleibsel dieser Kolonade verrathen ihre ehemahlige Pracht: dermahlen läßt sich die Ausdehnung ihrer Linie von der ersten zur letzten Säule auf 356 Palmen ermessen. Die Säulen sind

aus weißem Marmor gehauen, von 2½ Palmen im Durchmesser und 13 Palmen von einander entfernt. Noch ist der ganze Umfang des Tempels nicht sichtbar: der Rest liegt unter Sand und Erde begraben und wird erst nach dem Verhältnisse des Vordringens der See nach und nach hervor gespült werden. — Warum bisher kein Antiquar auf diese Vermuthung geriet, läßt sich leicht erklären. Vor dem Jahre 1768 erwähnte keiner der vorliegenden Kolonade, weil sie seit mehreren Jahrhunderten von Erde und Meer bedeckt war. Gegen Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zog sich die See vom Gestade zurück und ließ diese Trümmer bloß vom Sande verhüllt auf dem Trocänen: diese wurden vor ungefähr 50 Jahren sichtbar, als die Fluthen wieder vorzudringen und die Sandhülle wegzuschwemmen anfingen. Je höher die See steigt, desto mehr läßt sich davon wahrnehmen. Die Spuren einer zweiten Säulenreihe weiter oben, erinnern an den Tempel der Nymphen, welcher nach Philostrat zu Puteoli am Gestade, an einer Lustwandelbahn, nahe bei Cicero's Villa gelegen und mit einer immer lebendigen Quelle versehen war. Diese Beschreibung stimmt ganz mit den bezeichneten Ruinen überein. Zu Augustus Zeit erstreckte sich das Ufer um hundert und mehr Palmen tiefer in die See: das beweiset die große Menge Mauerwerk, endlich und westlich von Pozzuoli, welches einst auf trockenem Boden stand und nunmehr von den Wellen überfluthet wird. Noch im 15. Jahrhundert hatte das Meer Pozzuoli's Ebene bis zum Fuße der Anhöhe inne; im 16. zog es sich in seine antiken Gränzen zurück und ist nunmehr wieder im Vorschwellen begriffen.

Das Daseyn des alten Spazierganges läßt sich darum nicht in Zweifel ziehen, weil er damahlen nicht auf trockenem Lande nachgewiesen werden kann. Auch Cicero's Villa oder Akademie läßt sich ausmitteln. Was endlich die unverfiegbare Quelle anbelangt, so ist sie schon i. J. 1580, zu einer Zeit, wo sich vom Nympheum noch kein anderes Anzeichen vorfand, als einziges Merkmal seines Daseyns angegeben worden. Vor wenigen Jahren, seit nämlich das Meer die Erdhülle von des Tempels Ruinen hinwegwusch, entdeckte man die Bleiröhren, welche das Wasser zu ihm hinleiteten.

Hinter dem Nympheum sieht man viele Trümmer zerstörter Gebäude im Wasser liegen, deren größere Hälfte vielleicht noch unter der Erde steckt. Einige davon mögen der Akademie oder Villa des Cicero angehören. Daß Cicero unter seinen vielen Landhäusern, deren man bisher 21 zählt, auch eines in Pozzuoli besessen, ist kein Zweifel: nur halt es schwer, ganz bestimmt auf den Fleck hin-

zuweisen, wo es stand. Vermuthen läßt sich seine Lage in dieser Gegend, weil erstlich Cicero selbst gesteht, daß es ihm wegen der Wandelbahne in der Fläche besonders gefalle, dann Plinius es an die Strafe vom Lucriner- und Avernersee nach Pozzuoli und an die Seegestade hin verlegt, und Melius von Sparta, in Hadrian's Leben, einen Tempel in seiner Nähe angibt. (Hadrian wurde

hier begraben; Antonius Pius errichtete über seinem Grabe jenen Tempel.) Alle diese Bedingungen sind durch die vorausgegangene Beschreibung der nächsten Umgebungen so ziemlich erfüllt. Hier verfaßte Cicero seine *Quaestiones academicae*: die Villa hieß *Academia*, weil sie nach dem Plane der Akademie von Athen eingerichtet war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Pesth, 17. Juli 1825.

Ueber Dr. Weber und Hrn. Kettel's Gastspiele auf der Pesther Bühne, von Johann Grafen Mailáth.

Am 16. Enrico Herzog von Urbino. (Benefiz des Hrn. Kettel.) Prinz Enrico soll sich vermählen, seine Braut erscheint als Pilgerinn, um ihn kennen zu lernen. Der Prinz verliebt sich in die Pilgerinn, ist über die Ankunft seiner Braut verdrießlich, erkennt in ihr endlich die geliebte Pilgerinn, und das Stück schließt zum allgemeinen Vergnügen der Spielenden und Zuschauenden. — Hr. Kettel war der Herzog, Dr. Weber seine Braut. Nur die vereinten Kräfte dieser beiden Gäste, und die Hingung des Publikums, die sie sich erworben, konnten dieses Stück vom Falle retten. Hr. Kettel hat es wahrscheinlich bloß darum gewählt, weil er ein neues Stück geben wollte, deren es überhaupt wenige gibt, und von diesen wenigen die meisten hier bereits gesehen wurden. Hr. Kettel und Dr. Weber leisteten Alles, was in ihren Rollen geleistet werden kann. Die übrigen Rollen sind zu untergeordnet, als daß sich eines der Mitglieder der hiesigen Bühne hätte auszeichnen können. Hr. Heurtour, vom k. k. Hoftheater, welcher gegenwärtig in Ofen Gastrollen gibt *), hatte aus Gefälligkeit für Hrn. Kettel eine unbedeutende Rolle übernommen. Die Art, wie ihn das Publikum empfing, hat bewiesen, daß seine vortreflichen Leistungen vom vorigen Jahre und von früherer Zeit noch in lebhaftem Andenken sind.

Pesth, 18. Juli 1825.

Gestern gab Hr. Kasiáner, Regisseur des königl. Hoftheaters zu Hannover, den Wilhelm Tell zur ersten Gastrolle. Das Haus hatte eine seltene Fülle; die Aufnahme war unbeschreiblich glänzend; der Applaus stürmisch; sein Spiel meister- und musterhaft. Möge mancher junge Schauspieler, der der Belendung nahe zu seyn glaubt, aber, beim Lichte besehen, noch Riesenschritte zu machen hat, um dahin zu gelangen, von dieser Schule möglichst zu profitiren trachten! — Hr. Kasiáner hat uns ein Gemälde vom Tell geliefert, das gewiß in vielen Theilen vom großen Schöpfer dieses Meister-Karakters gebilget werden wäre. Dieß für jetzt, künftig mehr.

*) Die dort, mit so vielem Beifall aufgenommenen Darstellungen dieses trefflichen Künstlers, sollen noch in der Zeit besprochen werden.

Beitrag zur vaterländischen Ehre.

Dem wackeren ungarischen Gelehrten Gabriel Kovács-Martiny, Professor der mathematischen und physikalischen Wissenschaften an dem Lyceum zu Preßburg, einem würdigen Höfling der Professoren Sabel, Ambischell und Jaquin zu Preßburg; Mayer, Thibaut und Harding zu Göttingen, in den mathematischen und Naturwissenschaften, als Schriftsteller in seinem Fache rühmlich betannt, durch gründliche, sehr brauchbare lateinische Compendien der reinen Mathematik und der Physik, und durch eine Abhandlung über das Höhenmessen mittelst des Barometers, der seine freien Stunden nicht nur zum Fortschreiten in seinen Fächern, in welchen er gründlich bewandert ist, mit der Zeit, sondern, da er auch in der praktischen Mechanik sehr geübt ist, auf welche er sich schon in Wien und Göttingen (wo sich ihm die beste Gelegenheit darbot) verlegte, zugleich zur Verfertigung mathematischer und physikalischer Instrumente und Maschinen beuht, ist es durch vielfältiges Verjuchen endlich geglückt (denn *improbis labor omnia vincit!* —) ein Spiegel-Teleskop von drei Fuß Fokal-Länge zu Stande zu bringen. Es ist ganz vortreflich gelungen und übertraf selbst die Erwartung des Verfertigers. Die Mechanik dabei ist nach Herschels Erfindung gearbeitet. Professor Kovács-Martiny (eine wahre Stierde des preßburger Lyceums) hat jetzt ein zweites Spiegel-Teleskop von fünf Fuß Fokal-Länge in der Arbeit. Der Spiegel dazu ist schon gegossen, und auch vollkommen parabolisch geschliffen. Die Röhre nach newtonischer Art und mit hersehlicher Mechanik, wird noch dieses Jahr fertig. Wird dieses zweite Spiegel-Teleskop vollendet seyn, so wird er ein drittes, weit größeres, von zehn Fuß Fokal-Länge in Arbeit nehmen.

Der Unterzeichnete wünscht dem würdigen Professor Kovács-Martiny, seinem ehemaligen geschätzten Kollegen, den besten Fortgang zu diesen seinen rühmlichen Unternehmungen, die man gewiß auch im Auslande zu würdigen wissen wird, und freut sich über die ihm dargebotene Gelegenheit, ihm seine hohe, unauflöschliche Achtung öffentlich bezeugen zu können.

Cum tua de nostro labetur pectore imago,
Ister residuas fonte revolvat aquas!

Wien, am 12. Juli 1825.

Dr. Georg Karl Rumb,
Privatlehrer der philosophischen u. philologischen
Wissenschaften in Wien.